

Gunnarsson · Advent im Hochgebirge

Gunnar Gunnarsson

Advent im Hochgebirge

Erzählung

Übertragung von Helmut de Boor

Nachwort von Jón Kalman Stefánsson

Reclam

Dänischer Originaltitel: Advent



2006, 2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Umschlaggestaltung: zero-media.net

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany 2017

RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-011130-7

www.reclam.de

Wenn ein Fest bevorsteht, machen sich die Menschen dazu bereit, jeder nach seiner Weise. Es gibt mancherlei Arten. Auch Benedikt hatte seine eigne. Sie bestand darin, dass er zu Beginn der Weihnachtszeit, ja wenn es das Wetter erlaubte, möglichst schon am ersten Adventssonntag Proviant, Strümpfe zum Wechseln, mehrere Paar neue Lederschuhe sowie einen Petroleumkocher in den Rucksack packte, dazu eine Kanne Petroleum und ein Fläschchen Spiritus mitnahm und sich auf den Weg in die Berge machte, wo zu dieser Jahreszeit sonst nur winterharte Raubvögel, Füchse und einzelne verirrte Schafe umherstreiften. Und gerade auf diese Schafe war er aus, auf Tiere, die bei den regelmäßigen herbstlichen Einsammlungen nicht aufgefunden worden waren. Sie sollten nicht dort drinnen erfrieren oder verhungern, nur weil niemand sich die Mühe gab oder es wagte, sie zu suchen und heimzubringen. Auch sie waren lebendige Geschöpfe. Und er fühlte gleichsam eine Art Verantwortung für sie. Sein Ziel war also ganz einfach, sie aufzufinden und unversehrt unter Dach und Fach zu bringen, ehe das große Fest seine Weihe über die Erde und Frieden und Wohlgefallen in die Herzen der Menschen senkte, die ihr Möglichstes getan haben.

Auf dieser seiner Adventswanderung war Benedikt immer allein. Oder besser, ohne menschliche Begleitung. Denn er hatte ja seinen Hund und meistens auch seinen Leithammel bei sich. Sein jetziger Hund hieß Leo und war, nach Benedikts Anspruch, ein wahrer Papst von Hund. Der Hammel hörte wegen seiner Ausdauer auf den Namen Knorz.

Diese drei waren auf derartigen Ausflügen jetzt schon seit einer Reihe von Jahren unzertrennlich gewesen und kannten einander nachgerade in- und auswendig mit jener tiefgründigen Bekanntschaft, die vielleicht nur zwischen einander fernstehenden Tierarten möglich ist, wo kein Schatten des eigenen Ich, des eigenen Blutes, eigener Wünsche und Begierden verwirrend oder verdunkelnd dazwischentritt. Übrigens gehörte noch ein Vierter zu dem Bunde, das Pferd Fax; allein es war leider zu schmalfüßig und schwer, um den tiefen, lockeren Schnee des Vorwinters zu durchwaten, und überdies nicht recht fähig, allzu viele anstrengende Tage mit der schmalen Kost durchzuhalten, mit der die anderen drei sich behelfen konnten. Nur mit schmerzlicher Betrübniß trennten sich Benedikt und Leo von ihm, wenn auch nur für eine Woche. Knorz nahm diese Schickung wie alles andere mit größerer Ruhe.

Da wanderte das Kleeblatt durch den Wintertag:

voran Leo, der trotz der Kälte die Zunge zufrieden aus dem rechten Mundwinkel hängen ließ, hinter ihm Knorz in gleichmütigem Trott, zuletzt Benedikt, der seine Skier hinter sich herzog. Die Schneedecke war hier unten im bewohnten Lande noch zu leicht und locker, um einen Skiläufer zu tragen; man musste durch den Schnee stapfen und stieß dabei mit den Zehen gegen Erdschollen und Steine – puh, es war recht beschwerlich voranzukommen, aber sonst keine große Sache. Leo war nach Hundert vielfach beschäftigt und in bester Laune. Zuweilen konnte er sich nicht mehr halten, musste sich Luft machen. Dann jagte er in wilden Sätzen zu Benedikt zurück, dass der Schnee um ihn stob, bellte zu ihm auf, strebte an ihm empor und verlangte, gelobt und gestreichelt zu werden.

»Ja, du bist ein wahrer Papst«, sagte dann Benedikt; das war nun einmal sein Kosenamen für seinen Kameraden, ein höheres Lob gab es in Benedikts Munde nicht.

Vorläufig waren sie durch besiedeltes Land unterwegs nach Botn, dem letzten Gehöft vor den Bergen. Sie hatten den ganzen Tag vor sich und nahmen ihn gemächlich, folgten den Pfaden von Hof zu Hof, machten Aufenthalt und begrüßten Leute und Hunde. »Aber eine Tasse Kaffee ...« – »Nein, danke, heute nicht ...« – sie möchten gern beizeiten am Ziel sein. Dann bekamen sie stattdes-

sen einen Schluck Milch – alle drei. Wieder und wieder musste Benedikt Auskunft geben, was er vom Wetter hielte. Man meine ja nur – wolle keineswegs aufdringlich sein oder den Unglückspropheten spielen. Aber eine Frage sei doch erlaubt. Vielleicht sagte man dann noch: »Ja, was ich noch sagen wollte, Leo ist ja wohl ein Hund, der seinen Weg findet – auch im Dunkeln und bei Schneege-
stöber?« Man brachte es sozusagen im Scherz vor und vermied es, die Augen aufzuschlagen, vermied es, selbst nur mit dem Blick, auf die reichlich drohenden Wolken am Himmel zu verweisen. Und ging rasch darüber hin: »Den Weg finden, das kann er ja, der Köter.«

»Das können wir alle drei«, antwortete Benedikt unbeirrt und leerte seine Milchschale. »Schönen Dank!«

»Abgesehen von Knorz würde ich mich nun am meisten auf Leo verlassen«, scherzte der Bauer, verschwand einen Augenblick im Hause und holte ihm einen Leckerbissen, etwas zum Knabbern.

Benedikt entgegnete nichts der Art, dass er ein wahrer Papst sei, deutete Leo aber mit einem Nicken an, dass er sich mit dem Fressen Zeit nehmen könne, er werde schon so lange warten. Knorz bekam unterdessen eine Handvoll gutes Wiesenheu. Dann zogen sie wieder los, die drei.

Benedikt war heute nicht in der Kirche gewesen,

hatte es versäumt, keine Zeit dazu gehabt. Wollte er zu einigermaßen vernünftiger Stunde ankommen und sich vor dem zeitigen Aufbruch und dem langen Marsch des nächsten Tages genügend ausruhen, so musste der heutige vom frühen Morgen an ausgenutzt werden. Hauptsächlich Knorzens wegen nahm er den ersten Tag so wenig anstrengend. Wohlverstanden: Knorz war schon recht und trug seinen Namen nicht unverdient. Aber man musste achtgeben, ihn nicht gleich zuerst zu überanstrengen. Darum konnte Benedikt den Umweg über die Kirche nicht gut machen. Am ersten Advent ist diese Wanderung durch das Bauernland bis an den Rand der Heide sein Kirchgang. Zudem hatte er ja vor dem Aufbruch in der Gesindestube auf seinem Bettrand gesessen und den Text des Sonntags gelesen, Matthäi 21, von Jesu Einzug in Jerusalem. Aber das Glockenläuten, den Gesang in dem Rasenkirchlein und die weise, ruhige Auslegung des Evangeliums durch den alten Pastor musste er sich dazu denken. Auch das ließ sich machen.

So ging er jetzt durch Schnee – weiß, so weit das Auge reichte – grauweiß der Winterhimmel, selbst das Eis auf dem See bereift oder leicht überschneit. Nur die flachen Krater, die hier und da aus dem Schnee ragten, zeichneten die größeren oder kleineren Ringe ihrer Trichter wie ein mahnendes Muster in die Schneewüste ein. Woran wollten sie

wohl mahnen? Ließ es sich ergründen? Vielleicht sagten diese Kratermünder: Lass alles gefrieren, Stein und Wasser erstarren; lass die Luft gefrieren und in weißen Flocken niedersinken und sich wie ein Brautschleier, wie ein Leichentuch über die Erde legen, lass den Hauch in deinem Munde gefrieren und die Hoffnung in deinem Herzen, und im Tode das Blut in deinen Adern – tief drunten lebt doch das Feuer. Vielleicht sagten sie das. Und was meinten sie damit? Vielleicht sagten sie auch etwas anderes. Aber jedenfalls: wenn man von diesen schwarzen Ringen absah, war alles weiß, insbesondere auch der See im Tal – eine glitzernde weiße Fläche, glatt wie eine Tenne. Für wen? Wen lud er zum Tanze?

Und wie all dieser Weiße entstiegen, in der nur die schwarzen Kratteringe und vereinzelte gespenstische Lavasäulen hie und da aufragten, lag eine Weihe über diesem Sonntag in dem Bergbezirk, eine herzbeklemmende Weihe. Eine unermessliche, unschuldsweiße Feierlichkeit umgab den stillen Ruhetagsrauch aus den weit verstreuten niedrigen Höfen, die unter dem Schnee fast verschwanden, eine unfassbare, eine unglaublich verheißungsvolle Stille – Advent, Advent. Ja, Benedikt nahm das Wort behutsam in den Mund, dieses große, stille, erstaunlich fremde und doch zugleich so vertraute Wort, für Benedikt vielleicht das vertrauteste von allen. Es

ist wahr, er wusste nicht genau, was es bedeutete, aber es lag doch eine Erwartung, eine Vorbereitung darin, das fühlte er. Im Lauf der Jahre war ihm dies Wort zum Inhalt fast seines ganzen Lebens geworden. Denn was war sein Leben, was war das Leben der Menschen auf Erden überhaupt anderes als ein unvollkommenes Dienen, das doch von Erwartung, von Vorbereitung aufrechterhalten wurde?

Dann kamen sie zu einem neuen Hof, und der Alltag begegnete ihnen mit seiner Freundlichkeit nach Bauernart; aber Kaffee, nein danke, heute lieber nicht, sie wären sozusagen etwas pressiert, die Tage wären kurz, also schönen Dank. Der Bauer musterte den Himmel lang und sorgfältig und hielt, offen gestanden, nicht viel vom Wetter. »Ja, man muss das Wetter halt nehmen, wie Gott es gibt«, meinte Benedikt. Der Bauer seinerseits sprach nur die Hoffnung aus, es möchte noch vor Einbruch der Nacht losgehen. Solche Reden waren Benedikt ausgemacht zuwider, und also denn, sie müssten weiter.

»Taugen sie auch etwas, deine Begleiter?«, fragt der Bauer und möchte den Mann nicht fortlassen. Er sah ihn vielleicht zum letzten Male, wer weiß – hatte auch so schwer geträumt, und es ließ sich ja mit Händen greifen: um diese drei stand eine Witterung von nahen Prüfungen, wenn nicht von Schlimmerem. »Ist Knorz dir nicht nur ein Klotz

am Bein? Kannst du dich auf ihn verlassen – und auf den Hund?« – »Ob ich kann?«, antwortete Benedikt, »wir sind alle drei allerhand gewohnt.«

So etwas soll man nicht sagen in der Stunde der Gefahr, so übermütig soll der Mensch die Mächte nicht herausfordern – der Bauer stand stumm und ließ ihn ziehen. Da gingen sie, die drei, und ein unsicherer, mit sich selbst, mit ihnen und der Welt unzufriedener Mann blieb zurück, sah ihnen nach und kaute Tabak. Solche Leute mochte sonstwer begreifen – alles, sogar das Leben aufs Spiel zu setzen. Und wofür? Für ein paar fremde Schafe. Denn Benedikt hat ja nur ganz wenige, und es fehlt ihm keins.

Vermutlich begriff Benedikt den vorsichtigen Bauern ebenso wenig. Jedenfalls zogen die drei weiter. Heute war ein guter Tag, und keiner sollte ihm den verderben, ein guter festlicher Tag. Heute vor vielen Jahren hielt Jesus seinen Einzug in Jerusalem. Wenn man es wusste, konnte man es auch deutlich spüren; der Tag hatte hiervon sein Gepräge erhalten und durch die Jahrhunderte bewahrt. Benedikt sah ihn so deutlich vor sich, wie er in die herrliche, sonnenleuchtende Stadt einzog. Er hatte ihre weißen Mauern und Häuser in einer Bilderbibel gesehen und Jesus auf dem Esel mitten darin. Die Zweige, die das Volk von den Bäumen schnitt und dem Esel vor die Füße breitete, sahen wie Eis-

blumen an einer Fensterscheibe aus. Aber dass sie nicht weiß waren, das wusste er genau; sie waren grün, saftig grün, und etwas Sonnenschein haftete an ihren glatten Blättern. Und plötzlich klangen die Worte des alten Buches fast hörbar durch die Luft, als hätten die Wellen des Äthers sie bewahrt und man brauchte nur das Ohr hinzuneigen: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmütig und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.

Sanftmütig! Das verstand Benedikt. Wie konnte Gottes Sohn anders sein? Und reitend auf dem Füllen der Eselin – denn von allem, Lebendem und Totem, ist nichts zu gering für den Dienst, nichts, was nicht durch Dienst geheiligt würde. Selbst Gottes Sohn. Und nur durch den Dienst. Und Benedikt meint plötzlich das kleine Eselchen zu kennen und genau zu wissen, wie ihm und wie Gottes Sohn in jener heiligen Stunde zumute war. Und er sieht deutlich vor sich, wie die Menschen ihre besten Kleider auf den Weg breiten, und hört andere fragen: »Wer ist dieser Mann?« Wirklich! »Wer ist dieser Mann?« Denn sie kannten Gottes Sohn nicht. Und hätten ihn doch kennen sollen. Auf seinem tiefen, einfachen Antlitz leuchtete ein Lächeln, das nur ein wenig durch die Betrübniß überschattet wurde, dass sie es nicht besser wussten. Dass ihr Auge so umwölkt, ihres Herzens Spiegel

so beschlagen war. Und beim Anblick dieses betrübten Lächelns schoss es Benedikt heiß durchs Herz. Wie blind mussten sie sein. Dem Erlöser von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen und ihn nicht zu erkennen! Dass er selbst ihn gleich auf den ersten Blick erkannt haben würde, davon war er fest überzeugt. Und er würde sich ihm unverzüglich zugesellt und ihm geholfen haben, die Dreisten aus dem Heiligtum zu treiben und die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer umzustoßen.

Benedikt schiebt bei diesem Gedanken seine lederne Mütze hoch und trocknet sich die Stirn. Das Wandern strengte ihn nicht weiter an, aber diese kriegesischen Gedanken trieben ihm den Schweiß aus den Poren. Er ist ein friedfertiger Mensch, er hat nicht einmal im Traum an Gewalttätigkeiten gegen seine Mitmenschen gedacht, jedenfalls nicht, seit er erwachsen ist. Aber die Worte des Erlösers: »Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber macht eine Räuberhöhle daraus« – diese Worte haben ein brennendes Ärgernis in ihm geweckt.

Diese Vorstellung – der Kaufmann verfiere darauf, seinen Schwindelladen in ihre alte Rasenkirche zu verlegen! Dann wäre es vorbei mit dem Frieden. Und mit diesen Worten des Erlösers im Ohr fühlte er sich zu allem bereit, was man von ihm verlangte – unter Führung des Herrn. Wechsler – oho! Tau-

benkrämer – haha! Und Krämer überhaupt – er kannte die Sorte. Nur möglichst nicht daran denken. Und wieder wischte er sich die Stirn. Denn die Krämer, die er kannte, der Kaufmann und ein paar Hausierer – es ließ sich zwar allerhand gegen sie sagen, aber sie mit seinen Fäusten bearbeiten zu müssen, daran lag ihm auch wieder nichts.

So hatte Benedikt seine Gedanken, seine Freuden und Kümernisse, während der graue Tag um ihn allmählich schwarz wurde, der Vollmond sich hinter den Wolken entzündete und sich zuweilen flüchtig an einem bleichen Abendhimmel sehen ließ. Um sich selbst machte sich Benedikt auf seiner Wanderung nicht groß Gedanken. Warum sollte er auch? Für das Auge war er jetzt, da der Tag sank, allgemach nur noch ein undeutlicher Schatten in der Landschaft. Und doch ist es die Frage, ob seine Vorstellung von sich selbst nicht noch undeutlicher und verschwommener war. Er war ja nur ein Knecht, ein Dienstknecht; war es sein Leben lang gewesen. Oder genauer gesagt, halb Knecht, halb Kätner. Überhaupt war etwas Halbes, Unbedeutendes an ihm, durch und durch. Halb gut – halb schlecht, halb Mensch – halb Vieh. Jaja, so war es und nicht anders. Den Sommer über arbeitete er gegen Lohn auf dem Hof, wo er das ganze Jahr wohnte. Im Winter besorgte er dort die Schafe gegen Kost und etwas Kleidung. Nur kurze Zeit im

Frühjahr und Herbst und dann während seiner Bergwanderung vor Weihnachten war er sein eigener Herr. Außerdem besaß er freilich selbst Stall und Scheune für sein Pferd, seine Schafe und das Heu, das er sonntags nach der Kirche auf gepachteten Wiesen mähte. Er hatte es also gut und ist ja nur ein einfältiger Mann und ein Diener, und anderes erwartet und erstrebt er nicht zu werden – nicht einmal im Himmel. Wenigstens jetzt nicht mehr. Die Zeiten sind vorbei. Die Tage und Nächte, da er Träume träumte und Sehnsüchte nach Glück und Freiheit verspürte hier und dort drüben. Vorbei – und es war gut so. Nur damals hatte er sich unfrei gefühlt. Seitdem war er etwas mehr Mensch geworden – ja, überhaupt Mensch geworden. Sofern nicht auch das Eitelkeit und verwerflicher Übermut war.

Nun, jedenfalls war er jetzt schon ein älterer Mann, vierundfünfzig, da gab es für ihn nicht mehr viele oder lange Irrwege, auf denen er sich verlaufen konnte. Vierundfünfzig Jahre – und dies ist das siebenundzwanzigste Mal, dass er hier geht. Er weiß es genau, er merkt sich die Zahl von Jahr zu Jahr: das siebenundzwanzigste Mal. Mit siebenundzwanzig Jahren begann er diese Wanderungen, siebenundzwanzigmal ist er so durchs Land auf die Berge zugewandert, meist am ersten Adventssonntag, wie heute. Ach ja, die Zeit vergeht. Siebenund-

zwanzig Jahre – so tief lagen seine Träume verschüttet. Jene Träume, die nur Gott und er selbst kannte. Und die Berge, in die er sie hinausgeschrien hatte in seiner Qual. Aber schon bei seiner allerersten Wanderung hatte er sie dort drinnen zurückgelassen. Da lagen sie sicher aufgehoben. Oder doch nicht so ganz sicher? Spukten sie in der Einsamkeit der Berge wie friedlose Geister, die ihr flüchtiges, verkehrtes Leben in einer Wüste von Schnee und verwittertem Gestein leben? Waren sie es im Grunde, um derentwillen er jeden Winter hinauf musste – ob sie immer noch nicht matt geworden und in die Erde versunken waren? Aber er schüttelte es ab: nein, so erbärmlich stand es doch nicht um ihn.

Und jetzt waren sie bei ihrem Nachtquartier angelangt und strebten die Steigung hinauf, die zum Hofplatz führte, Benedikt, Knorz und Leo. Die Gebäude des Hofes lagen auf einem kleinen Höhenzug, um den sich die Hänge des Hochlandes wie im Halbkreis schlossen. Sie lagen hoch – was zumal im Frühjahr, wenn die Sonne kräftiger wurde, von Vorteil war – und doch geschützt. Benedikt holte ein einziges Mal tief Atem, als er für heute am Ziel war, dann wandte er sich um und sah den Weg zurück, den er gekommen war. Seine Hand umfasste ein Horn von Knorz – wie warm es doch an seiner Wurzel ist –, auf seiner anderen Seite stand Leo

und wedelte mit dem Schwanz. Da standen sie. Es lag eine gewisse Weihe über ihnen. Nicht so, dass Benedikt den Himmel über sich offen fühlte, aber es war doch gleichsam ein Spalt offen; er stand nicht allein auf der Erde, fühlte sich nicht ganz verlassen. Nicht ganz. Sie standen da, und Benedikt blickte über das Land hin und nahm in sich auf, was er sah. Kühle Dämmerung senkte sich über das Bergland, jetzt, da der Tag sank und das dunkle Licht des Mondes stärker von einem Himmel erstrahlte, an dem eisige Berge hintrieben, Berge, die genauso wirklich schienen wie die bleichenden Bergkämme am Horizont mit ihren matten Schattenlinien. Das Land wirkt flacher an einem solchen Abend, wenn der See zugefroren und die Eisfläche zugeschnitten ist. Und mitten in dieser eisigen Welt, die der Auflösung in Finsternis entgegenging, stand – selbst ein Teil des dunklen Abends – der Mensch Benedikt, halb Knecht, halb Kätner, stand hier mit seinen nächsten Freunden, dem Widder Knorz und dem Hund Leo – und diese Welt ist seine Welt. Hier lebt er als ein Teil von allem, was er erreichen kann und erfassen mit Blick und Hand, mit Gedanken und Ahnung. Diese Welt ist sein; von diesem Leben ist er ein Teil. Nicht, dass er solches dachte, bewusst dachte. Er machte sich nicht einmal klar, dass er stehen geblieben war und hinüberblickte, weil er früh vor Tagesanbruch von Botn aufzubre-

chen pflegte und schon hoch in den Bergen war, wenn der Tag graute. Er fühlte nur etwas wie eine Leere in der Brust, eine Sehnsucht, die sich nicht festigen und erklären ließ, ein seltsam ziehendes Heimweh. Ob es nun daher kam, weil er das bewohnte Land für ein paar Tage verlassen sollte oder weil ihn der Abschied immer daran mahnte, dass es einmal für immer sein könnte, das wusste er nicht. Der Mensch hängt an dem Seinen, an sich selbst und dem Seinen bis über den Tod hinaus und bangt davor, das Leben aus den Händen zu verlieren – dies Wirklichste von allem Wirklichen, dies Erbärmlichste von allem Erbärmlichen, dies Unendlichste von allem Unendlichen; bangt vor der Einsamkeit, auf der sein Selbst beruht, die sein Selbst ist, bangt davor, ohne Mitmenschen ringsum zu sein – und vielleicht von Gott vergessen. Ein kleiner Trost ist es ja, dass man, wenn alles gut geht, hier begraben wird, in dieser Erde verankert bleibt. Und von seinem Jenseits hofft man in seinen Freistunden eine Aussicht auf das Heimattal zu haben; etwas anderes wäre kaum vorstellbar. Und wie er jetzt hier steht, kann Benedikt es nicht lassen, missvergnügt nach ein paar Schneeflocken zu schnuppern, ein paar verirrtten, sacht fallenden Schneeflocken, die hier eigentlich nichts zu suchen haben und die er darum vorher nicht hat beachten wollen.

Ganz zufrieden war er mit den Wetteraussichten ja nicht, wenn er es schon zugeben sollte. Es ließ, offen gesagt – nun ja, es ließ allerhand erwarten. Er blickte prüfend zum Mond auf. Vielleicht gar Schnee! Wenn nicht noch Schlimmeres. Knorz war heute auch so verdrossen. Und der wusste Bescheid. Nur Leo sah der Zukunft mit hundehafter Unbekümmertheit entgegen, ringelte den Schwanz, war auf Visiten und Abenteuer aller Art aus und verlangte nichts Besseres. Es gab Augenblicke, wo Benedikt die Galle überlaufen wollte bei seinem Gehabe. Aber dann nahm er sich zusammen, rüttelte ihn freundschaftlich am Ohr: »Alter Kerl!« Und doch gelang es ihm nicht, sein Gemüt ins Gleichgewicht zu rütteln. Weder Himmel noch Erde wollten ihm recht gefallen. Wie er hier jetzt in dem schwindenden Tag stand, ließ sich sein Gefühl nicht mehr dadurch ablenken, dass er durch den schweren Schnee vorwärts stapfte. Die Vorboten des Wetters, die er im Blute trug, waren auf die Dauer so nicht zu übertäuben. Hätte er zu Hause bleiben sollen? Der Rucksack drückte plötzlich so schwer. Er legte ihn auf dem Pferdestein ab und wandte sich zur Tür. Aber er brauchte nicht anzuklopfen; so weit er zurückdenken konnte, hatte er das auf Botn niemals nötig gehabt, jedenfalls nicht am ersten Advent. Die Hoftür öffnete sich im gleichen Augenblick, und entgegen trat ihm Sigrid, die Hofbäuerin.

»Gottes Segen«, wünschte Benedikt, und seine kalte, knochige Hand schloss sich einen Augenblick um ihre hauswarmen Finger.

»Gottwillkommen«, antwortete die Bäuerin – warf aber zugleich einen Blick auf die jagenden Wolken, wechselte den Ton und sagte scherzend: »Wir fingen wahrhaftig bald an zu hoffen, du würdest ausbleiben.«

»Nein«, sagte Benedikt, und nach einer Weile: »Ja, ich habe meine Sachen abgelegt. Ihr gebt mir wohl ein Nachtquartier.« Auch das sollte Scherz sein, aber es traf den Ton nicht. Er ist nicht echt und verrät, was er verbergen soll. Um es wieder gutzumachen, fängt Benedikt unaufgefordert an, den Schnee von seinen Schuhen abzukratzen. Leo hatte unterdessen die Bäuerin begrüßt. Er erinnerte sich wohl früherer Besuche auf Botn; jetzt tauschte er mit den Hunden des Hauses Hundeklatsch aus. Sigrid trat zu Knorz und kraute ihn hinterm Ohr. Er ließ es sich gefallen, gab aber kein Zeichen der Bewegung von sich. Da lachte sie: »Richtig vergnügt ist er ja nie, dein Knorz, aber so mürrisch habe ich ihn doch selten gesehen.«

Benedikt murmelte etwas.

»Macht es das Wetter?«, fragte Sigrid. Irgendetwas in ihrem Wesen passte nicht zu ihrem scherzenden Ton. Benedikt erwiderte nicht viel darauf; er stand gebückt und kratzte an seinen Schuhen. Er

murmelte etwas, nur die letzten Worte waren verständlich: »– er gehört nämlich zu den *großen* Propheten.«

»Das sieht man ihm fast an«, antwortete die Bäuerin.

»Nein, so war es nicht gemeint«, entgegnete Benedikt und nahm seinen Knorz in Schutz. »Nur in Wirklichkeit, nicht in seiner eigenen Einbildung – falls du das gemeint hast.«

Doch jetzt kam ruhig und gemächlich Pjetur, der Hofbauer, dazu, ein wenig später als seine Frau, wie es hier auf Botn am ersten Advent üblich war. Gleich nach ihm erschien auch der älteste Sohn Benedikt, und hinter ihm tauchte ein Rudel Kinder auf. Sie wurden aber augenblicklich ins Haus zurückgescheucht, der Abend sei zu kalt: »Hinein mit euch, und die Tür zu! Benedikt kommt gleich!«

Benedikt begrüßte Vater und Sohn, sah ihnen einen Augenblick ins Auge, während er ihnen die Hand drückte. Er hatte seine bestimmte Art, sie zu begrüßen. Der Sohn ist ja sein besonderer Freund, vielleicht sein einziger. Wie er zu dem Namen Benedikt gekommen war, wusste man nicht, der Name kam weder in Pjeturs noch in Sigrids Familie vor und war auch sonst in der Gegend nicht gebräuchlich – sie waren hier in der Gegend die beiden Einzigen, die ihn trugen.

»Zuallererst willst du natürlich Knorz unter Dach

haben«, sagte der Bauer und trat freundlich neben ihn. Aber er ist taktvoll und versteht sich auf Schafe; er hütet sich, ihn anzufassen, sosehr es ihn in den Fingern kribbelt. »Und wie war es doch – erinnere ich mich recht, dass er kein Essen und Trinken anrührt, das du ihm nicht eigenhändig vorsetzest?«

»Na, ganz so schlimm ist es nicht«, entschuldigte Benedikt seinen Knorz. »Er ist ein höfliches Tier – abgesehen von seinen Eigenheiten. Komm, Knorz!«

Die Hausfrau war inzwischen an ihre Arbeit gegangen. Aus der Tür duftete es verheißungsvoll nach Dörrfleisch, Kaffee und Pfannkuchen. Aber die drei Männer hatten keine Eile; den Widder dicht hinter sich, schlenderten sie in Ruhe und Behagen nach einem Nebengebäude, wo alljährlich ein Gasträum für Knorz bereitstand. Es war im Schafstall eine Ecke abgeteilt, wo er Wasser, Krippe und Lager für sich hatte, ohne sich drängeln oder mit weniger tatenreichen Mitgeschöpfen um die Wette fressen zu müssen, und wo er doch passende Gesellschaft fand. Das Wasser war rechtzeitig hineingestellt worden, damit es überschlagen war; jetzt wurde die Krippe mit frischem, duftendem Heu gefüllt.

Knorz tauchte das Maul wohlstandig ins Wasser und löschte seinen Durst, dann machte er sich bedächtig an das gute Futter. Pjetur sah ihn an – sah Benedikt an. »Ihr findet also das Wetter zu Bergtouren geeignet, ihr beiden?«

»Danach mußt du Knorz fragen«, antwortete Benedikt leichthin. »Ich habe nur Menschenverstand.«

»Auch nicht zu verachten, wenn man ihn nur fleißig benutzt«, sagte Pjetur, der Knorz vielleicht schon gefragt und Antwort bekommen hatte. Möglicherweise war die Frageform nur eine Höflichkeit gewesen. Mehr wurde nicht gesprochen. Sie schlossen sorgfältig die Tür und gingen nachdenklich zum Wohnhaus hinüber, bei einem unsicheren Mondlicht, das kaum Licht zu heißen verdiente. Es war beinahe Finsternis. Kalte Windstöße umsausten sie merkwürdig plötzlich und drohend aus einer undurchdringlichen Nacht heraus. Seltsam, wie Menschen, die durch die Finsternis wandern, einander verloren gehen. Doch ist die Einsamkeit der Finsternis eine andere als die der Berge. Hier unten im bewohnten Land ist sie doch nicht so vollkommen; man hört noch andere Stimmen als die eigene und spürt nahe Atemzüge. Die tiefe Verlassenheit, die aus der Leere draußen und der steinernen Tiefe drunten strahlt, durchschauert einen noch nicht bis in die Haarwurzeln.

Ein Licht stand in der Haustür und wartete auf sie. Es hatte dort schon eine Weile gestanden und für sich allein gebrannt. Ein einsames Licht ist fast wie ein Mensch, fast so verlassen wie eine zweifelnde Seele. Und ändert sich so eigentümlich, sobald

es nicht mehr allein ist, sobald Menschen hinzukommen. So auch dieses Licht. Die drei Männer traten nur durch die Tür, und schon stand es nicht mehr so einsam und verlassen, hatte plötzlich einen Dienst zu leisten, eine Aufgabe zu erfüllen. Benedikt nahm seinen Rucksack, den er vor der Tür abgelegt hatte, und hängte ihn drinnen auf einen Nagel. Ein stoppevoller Sack Heu stand bereit, an einen Türpfosten gelehnt. Benedikt roch an dem Heu und hob den Sack: »Ihr habt auch mehr an Knorzens Magen als an meinen alten Rücken gedacht, als ihr den fülltet.«

Der Bauer lachte kurz und drückte, während er hineinging, mit zwei Fingern den Docht aus. Es ist ein Liebesdienst für ein Licht, wenn man es sich nicht nutzlos verzehren lässt, es lieber bei Gelegenheit zu neuem dienendem Leben weckt. Und außerdem ist es sparsamer.

Sie gingen in die Wohnstube zu der Frau und der Kinderschar, und der Benedikt, der Gast im Hause war, bekam auf dem Klapptisch unter dem Giebelfenster sein Essen vorgesetzt, Rauchfleisch, frisch aus dem Topf, und Kartoffelbrei. Ein gutes Essen für kalte Tage, ein wahrer Weihnachtschmaus. »Man meint, ich soll in die Wüste«, sagte Benedikt, dem die Berge keine Wüste bedeuten; er ging ja jetzt zum siebenundzwanzigsten Male hinein. Er sagte es nicht, erwähnte mit keinem Wort,